

NACHRICHTEN

Geschichte vom sprechenden Vieh

OSTSCHWEIZ. In Deutschland wie auch vielerorts in der Schweiz kennt man die Geschichte vom sprechenden Vieh in der Heiligen Nacht. Von heftiger Unruhe getrieben, soll sich ein Bauer trotzdem in der Heiligen Nacht zur Stalltüre geschlichen haben. Er hörte, wie sich Kühe und Ochsen miteinander unterhielten. «Im Herbst werde ich meinen Herrn auf den Friedhof führen», sagte der Ochse. Darüber erschrak der Bauer derart, dass er am nächsten Tag den Ochsen verkaufte. Doch der Bauer starb im Herbst, wie es der Ochse vorhergesagt hatte. Als der Totengräber den verstorbenen Bauer abholen wollte, erkrankte sein Pferd, und er musste den Ochsen vorspannen, den er von jenem Bauer gekauft hatte. Man sagt, dass diese Geschichte einst den Bauern derartigen Respekt eingeflösst habe, dass sie in der Heiligen Nacht nicht in den Stall gegangen seien. *tg*

Zuständigkeit bei Naturgefahren

GRAUBÜNDEN. Der Grosse Rat hat in der Junisession 2020 der Teilrevision des kantonalen Waldgesetzes (KWaG) zugestimmt. Diese tritt nun am 1. Januar 2021 in Kraft. Mit der Teilrevision des KWaG werde die Zuständigkeitsordnung im sogenannten integralen Risikomanagement (IRM) bei Naturgefahren geregelt, schreibt der Kanton auf seiner Internetseite. Die Gemeinden sind demnach für den Schutz vor Naturgefahren zuständig, so weit das KWaG und die Spezialgesetzgebung nicht den Kanton oder Dritte für zuständig erklären. Der Kanton erarbeitet Grundlagen für die Beurteilung der potenziellen Gefährdung und der Risiken durch Naturgefahren. Er bewertet Risiken und zeigt mögliche Massnahmen auf. Neu geregelt wird zudem der Geltungsbereich für Feuerverbote. Bei erhöhter Wald- und Flurbrandgefahr ist das Feuerverbot ausserhalb des Siedlungsraums verboten. Die Gemeinden können für sichere Feuerstellen ausserhalb des Waldes Ausnahmen vom Feuerverbot verfügen. Die Revision des eidgenössischen Waldgesetzes bedingt ausserdem die Ergänzung im kantonalen Waldgesetz, dass Inhaberinnen und Inhaber von Bäumen und anderen Pflanzen Waldschäden verhindern und beheben müssen, falls diese von Schadorganismen befallen sind oder sein könnten. *pd*

Hund reisst Reh: Halter schaut zu

WATTWIL SG. Eine aufmerksame Passantin habe am letzten Samstagmorgen kurz vor 10 Uhr der Kantonalen Notrufzentrale angerufen. Sie berichtete, dass am Auweg in Wattwil SG ein Hund, mutmasslich ein Schäferhund, im Beisein seines Halters ein Reh gejagt habe, es liege nun verletzt unter der Brücke an der Waisenhausstrasse, schreibt die Kantonspolizei St. Gallen in einer Medienmitteilung. Die Kantonspolizei St. Gallen bot daraufhin einen Jäger auf. Dieser musste das schwerverletzte Tier von seinen Qualen erlösen. Nun sucht die Kantonspolizei Zeugen. Personen, die Angaben über den Hergang oder zum unbekanntem Hundehalter und seinem Hund machen können, werden gebeten, sich bei der Polizeistation Uznach, Tel. 058 229 77 11, zu melden. *pd*

OSTSCHWEIZ.

ZÜRICH: Die Stechpalme ist in einzelnen Kantonen teilweise oder sogar vollständig geschützt

Weihnachtsdeko ohne Neophyten

Die Weihnachtsdekorationen sind nicht immer aus heimischen Sträuchern und Baumästen gestaltet. Es werden auch immergrüne Neophyten ausgewählt, die unter anderem dem Wald Probleme bereiten.

BRIGITT HUNZIKER KEMPF

Für die Weihnachtsdekorationen werden hierzulande nebst den wohlbekannten Tannenzweigen allerlei immergrüne Pflanzen verwendet. Zur Auswahl gehört auch die bei uns im Wald heimische Stechpalme. Sie hat in Europa eine längere Dekorationstradition als der Tannenbaum. Bereits im Mittelalter wurden die immergrünen Zweige mit ihren leuchtenden roten Früchten an der Haustüre angebracht. Dies sinnbildlich für ewiges Leben.

Teilweise geschützt

Die Stechpalme kann bis zu dreihundert Jahre alt werden. Solche alten Holzmonumente sind aber leider sehr selten anzutreffen. In den früher kalten Wintern, in welchen die Temperaturen mehrere Tage unter minus 15 bis minus 18 Grad fielen, verfroren die meisten Stechpalmen. «Die immergrünen Pflanzen ertragen die Kälte nicht so gut wie Bäume, die ihre Blätter zum Schutz vor Frost im Herbst abwerfen», erklärt Urs Kamm. Er ist als Forstingenieur in der Abteilung Wald im Kanton Zürich unter anderem zuständig für Waldschutz und Walderkrankungen.

Die Stechpalme ist in einzelnen Kantonen teilweise oder sogar vollständig geschützt, wie zum Beispiel im Nachbarkanton Aargau. Im Kanton Zürich



Forstingenieur Urs Kamm und Biologin Bianca Saladin auf der Suche nach immergrünen Neophyten im Unterwuchs. (Bild: Brigitt Hunziker Kempf)

jedoch nicht. Die exotisch wirkende, aber einheimische Stechpalme ist von der deutschen Silvius-Wodarz-Stiftung für das kommende Jahr zum Baum des Jahres erkoren worden, um der breiten Bevölkerung die für die Biodiversität wichtige Baumart näherzubringen.»

Tessiner-Palme in Zürich

Die immer milder werdenden Wintertemperaturen fördern das Vorkommen der Stechpalme, aber leider auch die Ausbreitung von konkurrenzierenden, gebietsfremden immergrünen Pflanzen, sogenannten Neophyten. «Während den winterlichen Spaziergängen entdeckt man daher heutzutage immer mehr immergrüne Neophyten im Unterwuchs. Zum Beispiel das Henrys Geissblatt, den Runzelblättrigen Schneeball oder die aus dem Tessin bekannte Hanfpalme, auch Tessiner Palme genannt,

wuchern vermehrt in Zürcher Wäldern», so Urs Kamm. Eine sogenannte Laurophyllisierung ist, wie sie auf der Alpenseite schon länger zu beobachten ist, auch auf der Alpennordseite im Gange. So wird der Prozess der Ausbreitung von immergrünen Laubgehölzen in laubwerfenden Wäldern genannt. Dieser Prozess hat einen direkten Bezug zu globalen Erwärmung.

Die heimische Stechpalme hat in unseren Wäldern noch einen weiteren starken Konkurrenten. Es ist der in den Gärten beliebte und auch in Adventskränzen zu entdeckende Kirschlorbeerbaum. Er bietet in den Gärten das ganze Jahr Sichtschutz, ist pflegeleicht und je nach Sorte sogar frostresistent. Er bleibt aber nicht in den Gärten, sondern breitet sich invasiv in den siedlungsnahen Waldgebieten aus. Seine Samen werden von den Vögeln transportiert oder

verbreiten sich durch unüberlegte deponierten Garten-Strauchschnitt – diese Grünut-Deponien sind im Wald verboten, und kann dafür gebüsst werden.

Artenreiche Krautschicht

Der Kirschlorbeer verdrängt mit seinem dichten Blätterwerk jeglichen Unterwuchs und behindert im Wald die natürliche Verjüngung der Bäume und eine artenreiche Krautschicht. Auch wird er von der Insekten- und Tierwelt gemieden und ist somit alles andere als biodiversitätsfördernd. Der Kirschlorbeerbaum kommt ursprünglich aus Kleinasien und ist in unseren Wäldern ein invasiver Neophyt. Als Neophyten werden gebietsfremde Pflanzenarten bezeichnet, die bei uns nach der Entdeckung Amerikas eingeführt oder eingeschleppt wurden. Invasive Neophyten werden die problematischen dieser Pflanz-

zen genannt, da sie sich sehr erfolgreich in der Natur verbreiten und die Gesundheit von Mensch und Tier gefährden, die Infrastruktur schädigen und die einheimischen Pflanzen und Tiere verdrängen können.

Mit invasiven Neophyten hat die Biologin Bianca Saladin tagtäglich zu tun. Sie ist beim Kanton Zürich in der Sektion Biosicherheit des Amtes für Abfall, Wasser, Energie und Luft zuständig für die Betreuung und Beratung der Neophytenverantwortlichen der verschiedenen Gemeinden. Der Kirschlorbeerbaum ist nach wie vor bei Gartenbesitzern beliebt und wird in Gartenzentren verkauft. Er muss vor Ort jedoch beschriftet sein, und die Kunden werden über die Problematik und die notwendigen Pflegemassnahmen informiert. «Ein Verkaufsverzicht wäre dringend notwendig, denn die Verbreitung ist besorgniserregend», so Bianca Saladin.

Von Hand ausreissen

Im Wald versuchen die Forstleute im Kanton Zürich seit ein paar Jahren, den invasiven Gewächsen wie dem Kirschlorbeerbaum Herr zu werden – dies mittels zeitintensiver und anstrengender Arbeitsschritte. Die Jungpflanzen müssen von Hand ausgerissen oder grössere Strauchvorkommnisse mit Pickeln oder gar mit Maschineneinsatz samt Wurzeln ausgerissen und letztendlich aus dem Wald transportiert werden. «Wer Immergrünes im eigenen Garten pflanzen will oder Dekorationsgrün für den Weihnachtsschmuck sucht, kann mit seiner Wahl Gutes für den Wald und die Biodiversität tun. Dies, indem heimische Pflanzen favorisiert werden», empfiehlt Urs Kamm.

S-CHANF GR: Arno Gabriel hat Simmentaler Kühe und Kartoffeln

Die erste Simmentalerkuh im Engadin

Arno und Tatiana Gabriel haben als erste Engadiner Bauern von Braunvieh auf Simmentaler umgestellt, deren Kälber sie als Natura Beef oder Natural Veal vermarkten. Seit drei Jahren bauen sie Kartoffeln für Fünf-Sterne-Hotels an.

CHRISTIAN ZUFFEREY

Gleich neben dem Bahnhof des Engadiner Dorfs S-chanf besass Arno Gabriels Vater einst einen Stall, er führte einen kleinen Bergbauernhof im Nebenerwerb mit acht braunen Kühen, deren Milch er an Aufzuchtställe vertränkte. Weil der Betrieb zu klein war, um davon zu leben, liess sich Arno Gabriel zum Maschinenmechaniker ausbilden – bis ihm schliesslich die Möglichkeit geboten wurde, den Bauernhof seines Grossonkels zu pachten. Als sich sein Vater pensionieren liess, hat er die beiden Betriebe zusammengeführt und 2009 ausserhalb dem Dorf einen neuen Stall gebaut. Gabriel setzte von Anfang an auf Mutterkuhhaltung.

Umgängliche Simmentaler

«Eines Tages, per Zufall», wie Ehefrau Tatiana Gabriel sich er-



Arno und Tatiana Gabriel halten ihre Simmentalmutterkühe in einem Laufstall am Rand des Schweizerischen Nationalparks, im Hintergrund der Kartoffelacker. (Bild: czb)

innert, «haben wir von einem Händler eine Simmentalerkuh bekommen.» Sie hiess Margherita, weiss sie noch genau. «Sie war eine so ruhige und umgängliche Kuh, man hätte beinahe auf ihr reiten können», erzählt Tatiana Gabriel. Da haben sich die beiden für die Simmentaler-rasse zu interessieren begonnen. «Irgendwann wurden wir nach Bern eingeladen, um die Rasse

näher kennenzulernen, wo wir uns dann gleich einen Stier gekauft haben», fährt Arno Gabriel fort. Es war ein genetisch hornloser Stier, mit dessen Hilfe er seinen Betrieb sukzessive auf hornlose Simmentalerkühe umzustellen begann. Anfangs war er der einzige Bauer im Engadin, der Simmentalerkühe besass, inzwischen hätten aber auch andere junge Bauern auf

Simmentaler umgestellt, weil es einfach gemütlichere Tiere sind als die temperamentvollen Angus oder Limousin, auf die man in Engadiner Mutterkuhherden häufig trifft. Sie traten ausserdem dem Rassenverband Simmentaler Suisse bei, für den Arno Gabriel ab 2014 vier Jahre lang im Vorstand tätig war. Dies, obschon die lange Reise vom Engadin nach Witzwil im Berner Seeland, wo die Sitzungen jeweils stattgefunden haben, für ihn einen grossen Aufwand bedeuteten. Die meisten Kälber vermarktet er als Natura Beef und Natura Veal über Vianco, etwa ein Viertel direkt an Privatpersonen, aber nur wenig über die zahlreichen Hotels.

Hochalpine Kartoffeln

Ganz anders die Kartoffeln, die er vor drei Jahren versuchsweise anzubauen begonnen hat. Nachdem das romanische Fernsehen darüber berichtet hatte, wurden auch die grossen Fünf-Sterne-Hotels vom Oberengadin darauf aufmerksam. «So bauen wir heute auf einer Fläche von etwa einer Hektar Kartoffeln gemäss ihren Wünschen an», erklärt Gabriel. Nebst der Sorte Agria, die sich für so ziemlich alles verwenden lässt, sät er auch die «Blauen St. Galler»,

von denen man blauen Kartoffelstock bekommt, und die alte französische Sorte «La Ratte» Letztere sind klein, schmecken nussig und eignen sich etwa für Raclette, kosten aber deutlich mehr als die anderen Sorten, die Gabriels verkaufen. «In der Spitzengastronomie ist man stets auf der Suche nach dem Speziellen, weshalb die Küchenchefs auch bereit sind, das Doppelte oder mehr zu zahlen, als wenn sie die Kartoffeln bei Grosshändlern kaufen würden», meint Gabriel.

Zu Marktpreisen Kartoffeln zu produzieren, wäre im Oberengadin auch gar nicht möglich, betont Gabriel. Zumal grosse Investitionen nötig waren, etwa den Bau einer Lagerhalle. Vor allem aber ist die Vegetationsperiode auf knapp 1700 Meter über Meer kurz und das Risiko vergleichsweise gross. «Auf 100 Tage kommen wir hier oben knapp», gibt Gabriel zu, kann er doch frühestens Mitte Mai oder gar Anfang Juni aussäen. «Vor 20 Jahren wäre das noch völlig undenkbar gewesen, weil es jeden Monat mal geschneit hat.» Für ihn ein Zeichen dafür, dass sich das Klima verändert – was aber auch zu einem Umdenken bei den Konsumenten geführt hat, die heute mehr denn je auf regionale Produktion achten.